Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 46 (1971)
Heft: 2

Artikel: Wohlstand : der Zucker des Dompteurs
Autor: Ivanceanu, Vintila
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1080089

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Vintila Ivanceanu:

Wohlstand
der Zucker des Dompteurs

Der Autor dieses Berichtes, ein rumänischer Schriftsteller, hat nach langen Jahren des Wartens endlich eine Ausreise-Bewilligung nach dem Westen erhalten. Hier stellt er fest, dass die Unterschiede gewaltig sind, aber auch, dass demokratische Staatsform nicht unbedingt Garant für persönliche Freiheit ist, eine traurige Erkenntnis für einen Menschen, der eben einem totalitären Staats-System entronnen ist.

Ich steige aus dem Flugzeug, das mich nach zwei Jahren Wartezeit nach Wien gebracht hat, nach zwei sehr langen Jahren, in denen ich vergebens auf einen Pass gewartet habe. Und ich danke Gott, dass ich zwei Jahre habe warten müssen, denn so habe ich eine neue Lektion gelernt: dass das Leben dem Fischfang ähnelt. Für beides braucht man Geduld. Das Wichtigste wohl, dass du die Angel möglichst lange über das Wasser hältst, auch wenn dich die Schnaken, diese Urenkel der Vampire, wollüstig aussaugen, bis endlich der Fisch den Köder verschluckt.

Ich bin voll beladen mit Gepäck und während ich so auf den Zöllner zukrieche, versuche ich umsonst, irgendeinen auf mich gerichteten Blick zu überraschen. Niemand schaut mich an. Ein Fehlen von Neugierde, das ich, gewöhnt an die prüfend-fragenden Augen der Maghrebinier, als edle Diskretion katalogisiere. (In wenigen Tagen werde ich mich davon überzeugen, dass hier die Diskretion eine Abart der Indifferenz ist.)

Endlich stehe ich vor dem Polizisten. Er hat einen achtunggebietenden Bauch, eine rot gepunktete Nase — die Nase eines sympathischen, harmlosen Weinliebhabers — und unglaublich warmherzige Augen, hellblaue Augen. Und trotzdem beunruhigt mich seine Anwesenheit. Ich habe natürlich keine Brillanten in meinen Schuhabsätzen versteckt, auch bin ich mir nicht bewusst, jemanden vergewaltigt zu haben. Und trotzdem beunruhigt mich die Anwesenheit des Polizisten. Ja, mehr, in wenigen Augenblicken fühle ich richtige Angst in mir hochsteigen. Ich schäme mich ein wenig wegen dieser Reaktion, die ich seit wohl 15 Jahren nicht mehr gehabt habe, und ich beeile mich, eine Erklärung dafür zu finden, während der Polizist sich gemächlich eine Zigarette anzündet. Ob wohl meine Kindheitserinnerungen so stark sind? Als Stalin starb, war ich erst 12 Jahre alt, aber das reicht immerhin, um sich erinnern zu können. Denn von Stalin hat Rumänien nicht nur eine industrielle Quantität von Statuen, in allen möglichen Haltungen und von allen möglichen Seiten, geerbt, sondern auch einen fast fehlerlosen Unterdrückungsapparat. Einen Unterdrükkungsapparat, den erst Ceausescu in der Erkenntnis, dass ohne ein Minimum an Demokratie die innere Unabhängigkeit Rumäniens nur einen romantischen Wert hat, zu zerstören begann.

So erklärt sich, warum lange Zeit in meinen Vorstellungen der Polizist nicht als Hüter des Gesetzes, sondern als dessen Übertreter herumgeisterte. Und nur so kann ich mir mein Angstgefühl vor dem österreichischen Zöllner erklären. «Zigaretten?» fragt mich, gelangweilt, das Engelchen mit dem Schmerbauch. «Nein», habe ich mit schwankender Stimme geantwortet. «Sicher, ganz sicher?» fragt mich noch einmal, mit schläfriger Stimme, dieser Mast der öffentlichen Ordnung. «Nein», habe ich geantwortet. Er hat gewinkt, und damit war die Kontrolle beendet. Und während ich zum Ausgang gehe, bedaure ich ehrlich, dass meine Koffer voll Kleidungsstücke sind und nicht mit dicken Haschischpaketen gefüllt, so wie es sich zu Ehren der österreichischen Polizei gehört hätte.

Grosse und kleine Nation

Launenhaft ist doch diese Geographie! Ebenso launenhaft wie die Demographie. Ein strategisch gut gelegener Staat auf der Landkarte Europas, mit einer seinerzeit grossen Bevölkerung — wie Österreich es war — hat keine so grossen Anstrengungen gebraucht, um eine Grossmacht zu werden. Ein glücklicher Krieg oder eine ehrenreiche Niederlage (nur sehr selten haben die grossen Mächte peinlich verloren, bei grossen Proportionen findet sich auch bei Misserfolgen noch ein Grund, mit der Sachlage zufrieden zu sein) und schon hat Österreich eine alte und — ach — eigene Kultur.

Mit meinen frisch entjungferten Augen sehe ich die Wiener Architektur, sehe diese schönen und alten Gebäude. Viele scheinen mir übertrieben pompös, ohne Phantasie, zu regelmässig. Sie strahlen eine zu exemplarische Harmonie aus, eine Harmonie, die eher die Eitelkeit einer Nation ausdrückt als ihre Sensibilität. Und ich denke an Bukarest, dessen Architektur ein Bautencocktail ist, gemixt aus orientalischen Elementen, einem verspäteten Barock und seltenen Andeutungen von rustikalem rumänischem Stil. Und neben das stolze und homogene Wien stelle ich die Stadt, in der ich auf die Welt kam: ein zusammengewürfeltes Bukarest, ein tragisches Mosaik aus Stilen und Einflüssen. Tragisch, weil die Würfel falsch auf Rumänien gefallen sind und seine Grenzen allen Stürmen ausgesetzt haben. Ich bin traurig, dass die rumänische Architektur noch unausgegoren ist, dass sich ihre Eigenheit noch nicht herauskristallisieren konnte. Allzulange war das Land Übungsgelände für die grossen Nationen, die Arm in Arm ihre Ritter- und Panzergeschwader von Ost nach West, von Süd nach Nord auf- und abmarschieren liessen.

Will man einen Staat richtig einschätzen, so darf man nämlich nicht nur das Hier und Jetzt vergleichen. Wäre es nicht ehrlicher, so frage ich mich, wenn ich die biographischen Schwierigkeiten in die Kalkulation miteinbeziehe?

Ein müder Elefant?

Auf der Strasse fühle ich mich nicht sehr wohl. Die Feststellung gilt sowohl für Österreich wie für Deutschland. Die Dutzende von Schaufenstern — es stimmt, sie bezeugen einen sehr hohen Lebensstandard — erwecken in mir den Eindruck einer brutalen, un-

ausweichlichen Aggression. Wahrscheinlich bin ich auch zu sehr an die monotonen, armen Auslagen Rumäniens gewöhnt — die Leute von hier sind wohl abgestumpfter. Trotzdem glaube ich, dass eine solche Belagerung von Gegenständen aus dem Menschen einen gläubigen Diener des Konkreten macht. Formen und Farben, die von allen Seiten auf dich einstürmen, wie Wespenschwärme, vor denen du dich nicht mehr schützen kannst. Wie kann die Geistigkeit sich unverletzt erhalten in einem derartig von der Hypnose der Dinge vergifteten Atmosphäre? Vielleicht irre ich mich, aber mein erster Eindruck von der Materialität dieser Welt zwingt mich zu einigen Bedenken. Ist all dieser Wohlstand nicht vielleicht das Zuckerstück, das der Dompteur im Frack am Ende der Vorstellung dem müden Elefanten in den Rüssel wirft?

Wohlstand, küss die Hand

Sindelfingen, Deutschland. Eine kleine, aber kokette Stadt; jemand redet mir ein, es sei eine sehr reiche Stadt, Wohnsitz der meisten Mercedes-Aktionäre. Hier nehme ich an den Arbeiten eines internationalen Kongresses teil. Das Eröffnungsbankett enttäuscht mich. Vergebens regnet es Wissenschaftler, eine rosa Atmosphäre, eine Milchbonbonatmosphäre lähmt mich von allem Anfang an. Alle drängen sich, sich gegenseitig Komplimente zu machen, man steht Schlange für die Komplimente wie in Rumänien für Fleisch — sollte das Kompliment das Lieblingsessen dieser Gesellschaft sein? Alle Redner übertreffen einander an optimistischen Feststellungen, alle bekunden die unerschütterliche Überzeugung, dass die Arbeiten des Kongresses einen beachtlichen Erfolg darstellen werden. Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben!

Hier aber, am ersten Abend schon, kein Zweifel, keine Spur von Zweifel; alles ist von erschütternder Sicherheit. Ehrlich gesagt, eine solche Mentalität irritiert mich. Und nicht, weil ich nicht daran gewöhnt bin. Im Gegenteil. Ich bin das sogar sehr gewöhnt, die Reden kommunistischer Führer, die zu hören ich so oft das Vergnügen hatte, sind ja ein Musterbeispiel von unkontrolliertem Optimismus, der oft genug an der Wirklichkeit vorübergeht. Aber bei ihnen — ob man ihnen zustimmt oder nicht — ist das viel leichter zu verstehen, denn wenn sie die undankbare Verkleidung in Propheten des Paradieses einmal angezogen haben, sind sie dazu gezwungen, dem Optimismus als politische Technik zu huldigen. Die Welt, in die ich nun hineingefallen bin, dieser Westen mit seinem Anspruch, endgültige Strukturen zu bieten, dessen echter Wohlstand das Dasein dem herrschenden Augenblick unterwirft, müsste doch wissen, wie wichtig auch ein Misserfolg ist. Denn jede Veränderung trägt das Risiko des Rückschlages in sich, und ohne Rückschlag keine Veränderung. Rückschlag als Garantie dafür, dass unsere so verdächtig selbstzufriedene Gegenwart den Begriff der Zukunft, der Veränderung zum Guten noch nicht aufgegeben hat.

Ebenfalls in Sindelfingen, dieser Mer-

Der Boulevard Magheru in Bukarest, pittoresker Wirrwarr der Baustile.

Die Wiener Ringstrasse mit ihren allzu harmonisch aufeinander abgestimmten Gebäudekomplexen.

cedes-Heimat im Quadrat, bemerke ich ein bedeutsames Detail: der Hauptboulevard heisst «Mercedesstrasse». In Rumänien, vor der Entstalinisierung, trugen Strassen, Plätze, Fabriken, ja sogar eine Stadt (Kronstadt, Brasov zum Beispiel) den Namen «Stalin». Na ja, jedem sein eigener Gott!
Und ich bin mir nicht im klaren, wen man lieber anbeten soll: ein Lebewesen oder eine Maschine?
Was mich betrifft, ich neige mich lieber vor dem Mond.

Der Mensch, Freund des Hundes?

Fast ganz Österreich und Deutschland habe ich inzwischen im Auto durchquert. Die Autobahnen haben mich nicht so sehr beeindruckt, obwohl sie sicher grosszügig gebaut sind und man sie mit den Strassen auf dem Balkan, die eng und nicht sehr gut in Stand gehalten sind, nicht vergleichen kann. Auch die Geschwindigkeit, mit der man fährt, finde ich nicht so überwältigend. Sie scheint mir eher ein Zeichen des Zeitmangels zu sein als Symptom sportlichen Vergnügens. Daneben hat ein Bild mich richtiggehend schockiert, das sich mit statistischer Regelmässigkeit wiederholt: auf den Brücken über den Autobahnen ein Mensch, Frau oder Mann, mit einem Hund, ein wenig über das Geländer gebeugt, verloren auf den ununterbrochenen Strom von Autos hinunterschauend. Es ist selbstverständlich, dass der Mensch dort auf der Brücke nicht den Autos zuliebe dort steht, ich nehme an, dass hier, wo der Mensch sein Auto wechselt wie Strümpfe, das Auto seine Faszination verloren hat. Und ich glaube auch nicht, dass diese Brücken die idealen Plätze sind, um Hunde spazieren zu führen. Ich habe auch den Eindruck, dass die grosse Anzahl von Hunden, die ich belustigt auf Strassen Frankfurts, Kölns, Bonns, Salzburgs, Wiens oder Heidelbergs bewundert habe, sich nicht nur als Manie alter Damen in der Menopause erklären lässt oder als Koketterie der Jungen, die einen Hund benützen wie eine Krawattennadel. Abgesehen von Koketterie und Menopause ist noch etwas, etwas Schmerzliches: das Gefühl, der Mensch habe das Vertrauen in seinen Artgenossen verloren und ziehe es deshalb vor, die Tagesnachrichten mit einem verständigen Foxterrier zu besprechen. Und der Spaziergang über die Brücke scheint mir heimlicher Ausdruck einer Einsamkeit zu sein, die nicht mehr hofft, sich eines Tages doch noch in ihr Gegenteil zu verkehren.

Keine Art von Verfälschung

Obwohl ich erst seit einem Monat im Westen bin, habe ich eine Menge Leute kennengelernt, besonders aus der Kulturwelt. Und diese direkten Kontakte machen mich glauben, dass dieselben Menschen, die bei ihren programmatischen und organisiert sozialen Veranstaltungen — ob es sich um Literatur- oder um Parteitage handelt — eine Selbstzufriedenheit äussern, die dem Konformismus nah verwandt ist, bei privaten Kontakten viel interessanter und mutiger sein können. Es ist nicht ausgeschlossen, dass ich mich irre; aber wenn ich doch recht hätte? Das würde bedeuten, dass hier, obwohl anscheinend niemand die Menschen daran hindert, frei zu denken und zu sprechen, ein programmatisches und organisiert soziales Auftreten sie so verfälscht, so verfremdet, dass sie plötzlich und im guten Glauben andere werden als in direktem und persönlichem Gespräch. Was mir hier auffällt, ist nicht so sehr der — hohe — Grad von Verfälschung der Einzelpersönlichkeit, sondern vor allem die Tatsache, dass sich niemand dieser Verfälschung bewusst ist. In literarischen Zusammenkünften in Deutschland und in Österreich habe ich Menschen getroffen, die mir beim Gespräch über die Suppenteller hinweg ganz bemerkenswert vorkamen, um sich dann, in der organisierten Diskussion, voll Aufrichtigkeit in brave Schüler zu verwandeln, die Tonnen von Gemeinplätzen handhaben. Ganz zu schweigen von manchen Universitätsprofessoren, die in den Pausen des Kongresses in Sindelfingen mit mir einig waren, dass die Atmosphäre der Arbeiten zu sehr einem Maskenball ähneln, sich dann aber beeilten, von ganzem Herzen zu applaudieren, wenn eine äusserst banale Rede zu Ende ging oder ein salz- und pfefferloser Witz auf Beifall wartete.
Verstehen wir uns nicht falsch; dieser Verfälschungseffekt ist mir nicht unbekannt, der balkanische Raum, in dem der Zufall mich auf die Welt kommen liess, hat sogar den traurigen Ruhm, hierin Meister zu sein. Aber ich habe den Eindruck, dass bei mir zu Hause die Verfälschung des Denkens auf sozialer Ebene eine bewusste Handlung darstellt, eine Methode, um zu überleben. Unter dem Druck der Ereignisse hat jeder, vom Strassenkehrer bis zum Minister, gelernt, sich zu verkleiden, um bequemer die Schikanen der Geschichte zu überdauern. Hier dagegen habe ich den Eindruck, dass die Einzelpersönlichkeit — geschmolzen in Sicherheiten und verloren in Gütern — ohne ihr Wissen manipuliert wird.
Verfälschung im Osten, Verfälschung im Westen; auch wenn die Gründe verschieden sind: Verfälschung überall. Gibt es wirklich kein System, das den Menschen nicht dazu zwingt, ein anderer zu sein als er ist?

Aus dem Rumänischen
von Dr. Heidi Dumreicher